

## I

Der Junge wachte auf und für einen Moment wusste er nicht, wo er war. Es war dunkel, aber er merkte, dass er in seinem Bett lag. Dann dachte er an seine Mutter, die vor sechs Wochen fortging. Sie starb, er war siebzehn und seine Schwester war vier. Nicht, dass es überraschend gekommen wäre. Die Krankheit hatte sich in den letzten Wochen verschlimmert, ihr Zustand wurde schlechter. Ihre Haare hatte sie schon lang vorher verloren; kein besonders großer Verlust, hatte sie immer gesagt und gelacht. Tatsächlich sah es nicht so übel aus, wie er gedacht hätte. Aber es war immer eine direkte Erinnerung an das Ding in ihrem Kopf. Zu Beginn gab sie sich kämpferisch und alle kämpften mit. Als sie dann zu schwach war, um aufzustehen und die Verwirrung dauerhaft wurde, war es eine Tortur für alle. Seine Schwester verstand nicht, warum ihre Mutter sie nicht erkennen konnte und sie verstand noch weniger, warum sie selbst ihre Mutter nicht mehr erkannte. Sie fragte ihren Papa danach, aber der war in seinen Gedanken und seiner Trauer verschwunden. Er pflegte sie hingebungsvoll, aber es nahm seine Zeit und seine Fürsorge in Anspruch. Es lag an ihm, der kleinen Schwester zu erklären, „dass Mama geht. Jeden Tag ein Stückchen“. So versuchte er es und verstand es selbst nicht.

Er stand auf und fror. Die Uhr zeigte 5:30. Auf dem Boden lag ein Pullover, er zog ihn an und fand auch noch ein paar Socken. Er schlich ins Bad und putzte sich die Zähne. Danach ging er in die Küche und kochte Kaffee. Der frühe Morgen, das war immer seine Lieblingszeit gewesen, nicht untypisch für seine Familie. Er dachte wieder an seine Mutter, die gerne Kaffee getrunken hatte, immer schwarz, immer viel. Der Junge trank ihn auch schwarz, er hatte es sich angewöhnt, weil er es wie seine Mutter halten wollte. Er holte die Zeitung und als er wiederkam, stand seine kleine Schwester im Flur und schaute ihn verschlafen an. „Was machst du denn schon hier?“ fragte er und sie streckte die Arme aus. Er ging in die Hocke und umarmte sie, die nach Schlaf roch und ihren kleinen Körper an ihn lehnte. „Komm, wir frühstücken.“ Er holte eine Schüssel aus dem Schrank, einen kleinen Löffel aus einer Schublade, Milch aus dem Kühlschrank. Sie war fast leer. Er ärgerte sich, weil er es vergessen hatte, neue Milch zu kaufen. Cornflakes waren noch da und er schüttete sie in die Schüssel. Er ging in das Wohnzimmer, in dem seine Schwester müde saß, aber nicht mehr schlafen wollte, weil er ja wach war und es ihr unmöglich war, wieder einzuschlafen, wenn ihr Bruder schon auf war. Mit Kaffee und Toasts setzte er sich zu ihr, sie aßen schweigend. Nach einer Weile machte er das Radio an, aber die Lieder waren laut und gingen ihm auf die Nerven, also machte er es wieder aus. „Komm wir schauen mal, was du heute anziehen kannst“, sagte er zu ihr, als sie aufgegessen hatte.

Später brachte er sie in den Kindergarten. Die Erzieherinnen waren nett zu ihm, fragten wie es ihm geht. Er mochte den Kindergarten, er fand ihn gemütlich und schön. Sie quengelte als er gehen wollte, trotz Abschiedskuss und Umarmung. „Ich muss in die Schule, ich hole dich danach“, tröstete er sie. Dann ging er los, etwa zwanzig Minuten zu Fuß zu seiner Schule. Nach dem ihre Mutter gegangen war, blieb er erst zu Hause, aber er hielt es nicht aus. Alles erinnerte ihn an sie, natürlich, es war dieselbe Wohnung, dieselbe Küche, das Bett in dem sie lange lag, der Tisch, an dem sie bis es nicht mehr ging abends saßen. Doch das war weniger das Problem. Das Problem war sein Vater, der weinend oder ganz still herumsaß. Es machte ihn betroffen, wie wenig ihn erreichte und wie wenig er rausging. Was auch immer er versuchte, sein Vater blieb still und starrte immer wieder das leere Bett an, oder den Schrank, oder den Esstisch. Also ging er wieder zur Schule, die Blicke nervten, aber das war schnell vorbei. Für die meisten Teenager ist der Tod nicht greifbar; und weil sie nicht wissen, wie sie mit ihm umgehen sollen, verdrängen sie ihn. Für den Jungen war das eine gute Sache, denn bald war es in der Schule wie immer. Es ging einfach weiter wie vor ihrem Weggang. Nur vor heute graute es ihm leicht. Es war sein 18. Geburtstag.

In der Schule empfingen sie ihn wie immer. Sie standen vor dem Gebäude, seine Freunde umarmten ihn und gratulierten leise. Er hatte ihnen gesagt, dass er keinen Aufwand wollte und sie respektierten es. Als die erste Stunde begann, es war Geschichte, gratulierte ihm der Lehrer vor dem Kurs und dann war es natürlich vorbei mit der Geheimhaltung. Es wurde sogar gesungen und er wurde rot, das hasste er, also wurde er noch röter. Der Tag ging ganz normal weiter, vereinzelte Glückwünsche, die meisten anderen Lehrer dachten nicht daran und er war froh darüber. Als die letzte Stunde endete, machte er sich auf den Weg, um seine Schwester abzuholen. Sie freute sich sehr und sprang in seine Arme. Er drückte sie an sich und suchte mit ihr ihre Sachen zusammen, Schuhe, Jacke, Mütze, Tasche. Zum Schluss verabschiedete er sich von den Erzieherinnen, seine Schwester winkte von seinem Arm herunter und sie gingen nach Hause.

„Hallo Papa, wir sind wieder da!“, rief er in die Wohnung. Leise antwortete sein Vater: „Wie schön. Wartet.“ Er schlich aus dem Schlafzimmer raus. „Herzlichen Glückwunsch, mein Sohn. Entschuldige, ich habe dich heute Morgen gar nicht gehört. Muss wohl tief geschlafen haben. Hier, für dich.“ Sein Vater drückte ihm einen Umschlag in die Hand und umarmte ihn. Es fühlte sich seltsam an. Zuletzt hatten sie sich bei der Beerdigung umarmt, es war eine andere Umarmung gewesen, verzweifelter, traurig, fest. Jetzt war sie zurückhaltend, ein vorsichtiger Versuch, eine Annäherung. Er mochte es, gleichzeitig mochte er es nicht. Aber er war froh, dass sein Vater an ihn gedacht hatte und aufgestanden war. Er musterte den Vater: Erschöpft sah er aus, aber ein kleines Lächeln zeigte sich auf dem alten Gesicht, das eigentlich nicht so alt aussehen sollte.

Er trug ein Hemd, knittrig, aber ein Hemd. „Was ist das?“, fragte die Schwester, griff nach dem Umschlag. „Ein Geschenk für mich.“, antwortete er. Sie schaute neugierig. „Dein großer Bruder ist jetzt erwachsen“, sagte der Papa. „Und nun lass uns etwas essen.“

Später am Nachmittag öffnete der Junge, der kein Junge mehr war, den Umschlag. Es war Geld drin und ein Foto. Es zeigte seine Mutter, schon gezeichnet von der Krankheit, aber schön und lächelnd, seinen Papa und seine Schwester ihm Arm. „Für meinen Sohn“, stand hinten drauf. „Zum 18. Geburtstag. Ich werde dich immer liebhaben. Deine Mama.“ Er wurde traurig und weinte. Es hörte lange Zeit nicht auf.

Am Abend leuchtete sein Handy auf. „Komm mit zur Party! Nein wird nicht akzeptiert!“ Sie war von seinem besten Freund, was auch immer das heißt. Eine Bekannte, eher eine Bekannte seines Freundes, feierte bei sich zu Hause. Ihre Eltern waren nicht da und das Haus groß. Er überlegte kurz, dann ging er ins Bad, tauchte sein Gesicht in kaltes Wasser, zog ein Hemd über und verließ das Zimmer. Er wollte sich von seiner Schwester verabschieden, aber sie schlief, und wollte seinem Vater Bescheid sagen. Doch die Tür war zu und auf sein Klopfen reagierte der Vater nicht; also schrieb er einen Zettel, legte ihn auf den Küchentisch und verschwand leise. Er kam an einer Bude vorbei, hielt an und kaufte sich zwei Bier. Nach kurzem Überlegen kaufte er noch Zigaretten und ein Feuerzeug. Ein Bier öffnete er sofort. Das andere steckte er in die Innentasche seiner Jacke, er löste die Folie von der Packung Zigaretten, öffnete sie, nahm eine und zündete sie sich an. Tief sog er ein, sodass ihm etwas schwindelig wurde, aber er genoss es, schloss die Augen und atmete langsam den Rauch aus. Dann ging er weiter zur U-Bahn. Auf dem Weg trank er sein Bier aus und stellte die Flasche neben einen Mülleimer. Als er im Wagen der U-Bahn saß, musste er an das Foto denken und Tränen füllten seine Augen. Er wischte sie weg und konzentrierte sich auf die Leute, die um ihn herum saßen. Ein Pärchen, etwas älter als er. Ein Penner, sein Bier in der Innentasche, genau dort, wo seines auch steckte. Er dachte kurz darüber nach, was das wohl über ihn aussagte, aber in diesem Moment hielt die Bahn, die Türen öffneten sich und sein Kumpel stieg ein. „Mensch, super, dass du dabei bist. Das wird super, super wird das. Warte, ich hab' dir was mitgebracht.“ ‚Kleiner Feigling‘ stand auf den kleinen Flaschen. „Was ist denn das für ein Scheiß?“ „Das hatten meine Eltern im Schrank! Fällt denen eh nicht auf. Los.“ Sie tranken. Es schmeckte süß, die Flüssigkeit war warm. „Gleich noch eine, nicht nachlassen jetzt! Wer weiß, was es da gibt.“ Der Junge hat wenig gegessen und merkte, wie der Alkohol wirkte. Es war kein unbekanntes Gefühl. Es half. Er war seinem Freund dankbar und grinste. „Na dann, her damit!“. Sie stürzten die kleinen Flaschen hinunter. Sie waren mit lilafarbenen Hüten verschlossen. Sie legten sie auf ihre Köpfe wie echte Hüte. „Hier müssen wir raus“, sagte sein Freund. Im Gehen öffnete er sein zweites Bier mit dem

Feuerzeug. Sie reichten es hin und her. Er zündete zwei Zigaretten an und gab eine weiter. „Und, wie war dein Geburtstag bis jetzt? Ist der Alte aufgestanden?“ „Ja, ist er. Hat mir sogar was geschenkt.“ „Was denn?“ „Ist egal. Persönliches. War schön. So, wo geht's denn jetzt lang?“ Sie waren eine Weile gegangen, die Häuser sahen schön aus, also eher sahen sie so aus, wie man sich schöne Häuser vorstellt. Der Junge machte sich nichts daraus, aber er konnte erkennen, wo Geld wohnte. „Ähhh, ja warte, hier irgendwo... nr. 245...“ „Da ist es!“ Luftballons hingen am Zaun. Es war ein großes Haus. Als sie näherkamen, konnten sie Musik hören. Vor dem Haus standen andere Leute. Der Junge glaubte, sie aus der Schule zu kennen, war sich aber nicht sicher. Sein Freund rief: „Ihr wollt auch zur Party? Dann sind wir ja richtig. Schicke Bude hier, mannometer.“ Und schon waren sie drinnen, es ging alles so schnell und der Junge fühlte sich nicht schlecht. Das Haus von innen war hell, weiß, teuer. Ein Mädchen kam auf sie zu. Sie lächelte so breit, dass es kein Fake sein konnte, sie freute sich wirklich. „Mensch, wie schön, dass ihr da seid!“ Sie umarmte seinen Freund, „Bastian“, rief sie und drückte ihn fest. Dann umarmte sie ihn, „Martin“, drückte ihn auch fest und dann fiel ihm auf, dass er gar nicht wusste, wie sie hieß. Er drückte fest zurück. Wie anders, dachte er, wie anders, und musste an seine kleine Schwester denken. Sie schaute ihn an. „Du hast keine Ahnung, wie ich heiße, oder?“ „Äh...“ „Johanna. Ist kein Problem, ich glaube wir haben uns auch noch nie vorgestellt, also ich bin Johanna und eigentlich hätte Bastian hier mal kurz namenstechnisch einspringen können, dann wäre dir das erspart geblieben, also ich kenne ihn auf jeden Fall schon ne ganze Weile und er kennt dich und deswegen kenne ich dich auch, also vom Sehen und auch vom Erzählen. Der war aber auch noch nie hier, der kleine Faulpelz und Vermeider. Hast du nicht heute Geburtstag?“ Martin war erstaunt über die Menge der Worte, die Johanna in diese kurze Begrüßung packte, darüber, dass sie seinen Namen kannte und darüber, dass sie wusste, dass sein Geburtstag war. „Ja“, sagte er. „Ja was, ja er hätte einspringen können oder ja, du hast Geburtstag? Ich weiß, beides stimmt, und darauf müssen wir anstoßen und das tun wir jetzt auch. Also immer rein mit euch.“ Sie ging vor, Martin und Bastian gingen nach. Martin hatte das erste Mal die Möglichkeit, Johanna genauer zu betrachten. Die Haare waren blond, schulterlang und sie trug ein weites, blaues Hemd, eine Jeans und war barfuß – dies bemerkte er zuerst. In der Küche (weiß, hell, teuer) gab sie ihm ein Pinnchen mit einer milchig-gelben Flüssigkeit und sie stießen an. „Habe ich selber gemacht, ist Maracujalikör“, bemerkte sie. „Schmeckt wirklich gut“, war Martins Versuch, auch etwas zu sagen, es kam ihm belanglos vor, aber er wollte auch nicht die ganze Zeit schweigen. „Sag ich ja. Also diverse Getränke sind hier, hier und hier, Bier ist in der Badewanne, die wiederum ist den Flur durch, im Wohnzimmer wird getanzt und das erwarte ich auch. Immerhin spendiere ich dir hier eine Geburtstagsparty, das ist ja wohl total nett von mir!“ „Äh.“

„Hab' ich mir gedacht, dass du das sagst. Find ich gut. Also ich muss dann mal weiter, aber wir müssen noch tanzen später. Ihr wisst ja, wo alles ist. Tschüssi!“ Martin schaute Bastian an. „Ich weiß“, sagte Bastian. „Traumfrau. Komm wir brauchen Bier. Badewanne, Flur und so.“

So war es dann auch. Martin nahm sich gleich zwei, fand ein Sofa, trank und schaute sich um. Dann bemerkte er die Musik. Er mochte Musik, auch wenn er sich nicht wirklich damit auskannte. Aber er kannte den Song, der lief. Es war Nena, 80er Jahre, seine Mutter hatte ihn gerne gehört. Leuchtturm, erinnerte er sich und wunderte sich. Er war von den wenigen Partys, auf denen er war, andere Musik gewohnt. Auch das nächste Lied kannte er von seiner Mutter, aber er wusste nicht, wer es sang. In ihm wurde es dunkel, er merkte, dass er traurig wurde. Ein Mädchen lief mit einem Tablett Pinnchen umher, er nahm zwei und suchte Bastian. Der war im Gespräch mit einem Typen und einem anderen Mädchen, wobei er ganz offensichtlich mit der Anwesenheit des Typen weniger zufrieden war. Martin stieß ihn an und sie tranken. Bastian zog gleich noch drei kleine Feiglinge hinterher, reichte sie ihm und dem Mädchen, sagte ein „sorry, habe leider nur noch drei und Frauen und beste Freunde gehen vor“, dann tranken sie und setzten sich die kleinen Hüte auf. Die Trauer zog sich zurück. Martin machte sich an das zweite Bier, mittlerweile lief andere Musik, sie war ganz eindeutig älter. Er sah Johanna tanzen, sie schien glücklich. Er drehte sich zu Bastian, der das Mädchen zulaberte. Seine Erfahrungen mit Mädchen beliefen sich auf zwei Freundinnen, eine länger, eine kürzer, Jungfrau war er nicht mehr. Er würde sich keinesfalls als Profi bezeichnen, erkannte aber ganz eindeutig Langeweile in ihrem Blick und Dummschwätzerei in Bastians Gerede. „Kommst, wir trinken noch einen und dann tanzen wir!“

Als sie tanzten, Bastian und das Mädchen und Martin für sich, lief Casper. In dem Lied wechselten sich sehr laute Passagen und ein leiser Teil ab. Er tanzte und griff hin und wieder zu einer Schnapsflasche, die unter den Tanzenden kreiste. Dann stand Johanna vor ihm. „Blixa Bargeld“, sagte sie. „Was?“ „Das ist der Sänger von Einstürzende Neubauten, Legende, warte, jetzt.“ Die Musik wurde stiller und eine ihn durchdringende Stimme sang leise, aber kraftvoll:

*Bist du auch so verliebt? Meine Lust will, dass es uns ewig gibt.  
Und so singt sie ein Lied und noch ein Lied, auf dass es uns ewig gibt.*

Johanna nahm seine Hände. Sie sah ihn an und sang mit:

*„Bist du auch so vergnügt? Oh, wie schön heut das Leben zu uns lügt.  
Und wie mein Herz vor Liebe fast verglüht. Schau, wie der Frühling heute blüht!“*

Er wusste nicht, was er tun sollte. Er tanzte mit, er kannte das Lied nicht, es wurde noch einmal laut, dann war es vorbei. Johanna sah ihn weiter an. Sie warteten darauf, dass das nächste Lied anfang, was kurz war, ihm aber nicht so vorkam. Dann endlich. Es war ein sehr ruhiges Lied, kein aktueller Song. Er erstarrte. Er kannte es. Er hatte es oft gehört, im Krankenhaus, weil seine Mutter es mochte. Er kannte jede Zeile. Er schaute auf Johanna, fragte sich, was er hier machte. Seine Mutter war tot. Ich bin Achtzehn, dachte er, heute geworden, sie ist nicht da. Marie ist alleine zu Hause. Ich habe ihr nicht vorgelesen und Papa liest nicht vor, wer weiß, ob er überhaupt Abendessen gemacht hat, hat er ihre Serie angemacht, bestimmt nicht, er weiß doch gar nicht, was sie gerne guckt. Seine Gedanken waren schnell und laut, aber nicht zu laut für das Lied und ihm kamen die Tränen. Er sah, dass Johanna ihn anders anschaute, er hörte, dass sie etwas fragte, aber er verstand nicht, was es war. Die Flasche kam wieder bei ihm an. Er nahm einen Schluck, versuchte sich zusammenzureißen, es brannte, es war Wodka und er nahm noch einen Schluck. Martin drehte sich um, die Flasche fest in der Hand und ging zu dem Raum mit der Badewanne, da war auch eine Toilette, dass hatte er gesehen. Ihm fiel ein, dass er nichts gegessen hatte, seit dem Mittag. Er würgte, aber es kam wenig. Er lehnte an der Toilette, schloss die Augen. Und das war es.

Als er wieder zu sich kam, war es wieder weiß, hell, aber nicht teuer. Es war ein Krankenhaus, ein Zimmer davon. Sein Vater saß vor ihm. Dann bemerkte er den Tropf, drehte sich und versuchte langsam zu verstehen, was passiert war.

„Was machst du bloß für Sachen?“, sagte sein Vater, und Martin dachte, dass das eine absolut typische Elternfrage war, obwohl er sonst nicht viel dachte. Er versuchte sich daran zu erinnern, was passiert war, er wusste noch, dass er Geburtstag hatte, dann war lange nichts, er erinnerte sich auch an das Lied. Das Lied. Die Flasche. Johanna.

„Ich weiß nicht wohin“, flüsterte Martin, und als er seinen Papa ansah, dachte er: aber du weißt es auch nicht.